Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 26 (1936)

Heft: 24

Artikel: Der Ueberwinder [Fortsetzung]

Autor: Aeby, Alfons

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644010

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 24 - 26. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 13. Juni 1936

Juninacht. Von W. Wolfensberger.

Der Abend im Verblassen
Rief lichtermüd die Nacht herauf,
Und ihre Hände lassen
Den schwarzen Schleppen freien Lauf.

Sie decken rings im Lande
Umschattend jedes Lichtlein zu,
Was je im Lichtgewande,
Begehrt jetzt still nur Ruh, nur Ruh.

Groß ob der Erde feiert
Die Nacht in stiller Herrlichkeit,
Und nur ein Nebel schleiert
Im Grunde wie ein scheues Leid.

(Aus „Lieder aus einer kleinen Stadt".)

Der Ueberwinder. Roman von Alfons Aeby.

24

Lothar betrat die kleine, mit Tannästen und Papierrosen geschmückte Rednerbühne.

Seine hohe Gestalt ragte weit über die Brüstung hinaus. Er berührte sie kaum mit den Fingerspitzen; er mußte sich bücken, um die Hand aufstützen zu können.

Zu Dutzend Malen hatte er Reden gehalten, ohne Lampenfieber und ohne das Gefühl des Unvermögens seiner Worte. Diesmal fühlte er sich unsicher. Fast befiel ihn eine körperliche Schwäche, auch weil er nicht recht gefrühstückt hatte. Aber nur kein Versagen jetzt. Er klammerte die Finger um die Lehne, mußte sich vorneigen und seine Haltung erhielt dadurch etwas Angriffiges. Er sah verschwommene Gesichter und unterschied nur ein Antlitz genau, dasjenige des Statthalters, der ihm mit gerecktem Halse volle Aufmerksamkeit schenken wollte. Das gab ihm Mut.

„Liebe Kollegen", sagte er schlicht, alle andern Titulaturen übergehend. Seine volle Stimme beherrschte die Versammlung.

Er besprach in kurzer Einleitung den Wert der Lehrervereinigungen, wenn sie getragen seien vom Geiste der Sammlung neuer Ideen für die Erziehung, gehoben von der gegenseitigen Ermunterung, verklärt vom Austausch neuer, offener Meinungen und geheiligt von der Freiheit des edlen Menschen- und Christentums. Dann geißelte er die Fehler der alten Schulung, das Formelwesen, den Gedächtniskram, die Drillerei, die Rücksichtslosigkeit der Strafmaße, die einseitige Lernschule. Dann fuhr er mit seinen eigenen Batterien auf. Er verlangte Einstellung und Anpassung des Programms ans Leben, die Entfernung der Inspektoren als Aufseher und Schulvögte, die völlige und einzige Uebertragung der inneren und äußeren Anlage der Schule, des Stoffes und der gesamten Erziehung an den Lehrer, der den Eltern und dem Staate direkt und ohne Zwischenglied verantwortlich sei. Er verlangte Arbeitsschule, Handfertigkeitsunterricht, Pflege des disziplinierten Sportes als Schulung für die Gehirnvorgänge. Er verlangte Erhöhung der Besoldungen, dafür Untersagen des rein erwerbsmäßigen Nebenberufes, Ausbau der Lehrerseminarien mit Einschluß der Universität und formte den Schluß seiner immer feuriger und weitblickender sich entfaltenden Rede zu einem Hymnus auf die von Liebe und Güte durchtränkte Mutter- und Arbeitsschule.

Brausender Beifall belohnte die Rede.

Aber die neuen, oft fast verwegenen Ideen forderten gleich zur Kritik heraus. Manche stocherten an dem feinmaschigen Gewebe herum wegen des Schmuckes und Schwunges der Sätze und wegen des kecken, oft fast sarkastischen Humors.

Mit einer Forderung waren alle Lehrer einverstanden, das war das Verlangen nach höherer Besoldung.

Aber gegen das weitschichtige neue Programm waren vor allem die Behörden und die geladenen Schulfreunde.

Diese Pläne für die Schule der Zukunft waren Traumgebilde. Warum die Macht des Staates schwächen? War-

um den Vorgesetzten die Mühewaltung wegnehmen? Warum sollten die Inspektoren verschwinden? Hatten sie nicht je und je ihre Pflicht getan? Warum sollten die Lehrer das Programm selbst aufstellen? Waren sie hiezu genügend vorgebildet und auf die staatliche Idee gesichert genug eingestellt? Konnte man ihnen eine solch psycho-pädagogische Wichtigkeit anvertrauen? War es nicht gefährlich, ihnen die Besoldung zu erhöhen und sie noch selbständiger und eigensinniger zu machen? Keine allgemeinen Schulgebote mehr? Wie konnte man da überhaupt noch von staatlich ernannten Lehrern sprechen? Wie sollten die Lehrer die Kinder bändigen können, wenn sie nicht mit dem Schulinspektor und mit dem Examen drohen konnten? Wozu überhaupt dieser Umsturz in der ganzen bisherigen, so geordneten Schuleinstellung? Was müßte das wieder für Geldsummen verschlingen? Man würde von den Steuern erwürgt? Uff, uff!

Auch einzelnen Lehrern gingen die Forderungen zu weit.

„Mumpiz, wozu das Neue, wenn man mit dem Alten so gut gefahren ist", brummten Alte. Bei dem Begehren auf erweiterte Lehrerbildung lief jungen Lehrern und anwesenden Kandidaten das Gruseln über den Rücken, lagen ihnen doch die Seminarjahre wegen der sich ins Ungeheuerliche entwickelnden Mathematik wie Blei im Kopf und vielfach auch im Magen wegen der kartoffelreichen und fleischmageren Internatskost.

Die Inspektoren hatten ein gurkensaures Lächeln in den Mundwinkeln, weil sie zum alten Eisen gelegt werden sollten und doch so unentbehrlich sich fühlten.

Und der Statthalter!

Wer hätte sich vermessen wollen, aus dieser Diplomatenmiene eine Billigung oder ein Mißfallen herauszulesen.

Die Spannung straffte sich wie das ausgestreckte Zelttuch über den erhitzten Köpfen der Lehrer, denn schon spendeten die Ehrenflaschen freigebig ihre Köstlichkeit.

Plötzlich verstummte das brausende Geplauder.

Es schien, als wäre das jubelnde Festschiff auf eine Sandbank gestoßen. Aber dem war nicht so. Ein neuer Kapitän bestieg die Kommandobrücke und verkündete neue Losung.

Statthalter Waldauer stand auf der Rednertribüne. Er ragte nur mit der halben Gestalt aus dem grünen Kasten. Er vermochte die Hände bequem auf die Brüstung zu stützen.

„Liebe Lehrer, verehrte Schulinspektoren, werte Freunde der Schule, meine Herren!"

Das war eine staatsmännische Anrede, und schon die schenkte befreiendes Aufatmen.

Des führenden Mannes Stimme klang wie Schläge auf Stahlplatten, und seine Sätze waren selber aus Stahl, eingefügt wie in ein Zementgebäude mit kargem, modernem Schmuck, für jedermann verständlich und erfaßbar.

Er sprach von der Pflicht und Aufgabe des Staates, für die Erziehung des engern und weiteren Vaterlandes besorgt zu sein, von der Bildung des Menschengeschlechtes im weitesten und besten Sinne. Er pries keine besondere Methode und keine einseitige Richtung. Er lobte das Ackerwerk der Vergangenheit und die Früchte der Gegenwart als Samen für die Zukunft. Er lobte die prächtigen Schulen des Landes. Er lobte die tüchtigen Lehrer, die gewissenhaften und absolut notwendigen Schulinspektoren. Er lobte die verständigen Pfarrer als Freunde der Schule und Lehrer. Er schilderte den Aufwand des Staates für die Hebung der Kultur und belegte und begründete seine Ausführungen mit der Statistik und der unwiderlegbaren Wucht der Zahlen. Er widmete hohe Worte der Akademie und der Universität. Eine Elite von Gebildeten sei granitenes Fundament eines geordneten Staates. Wissen sei Sonne, sei Licht von oben, das grünen lasse und zum Firmament hochziehe.

Und das Gebilde seiner neuklassischen Rede, diese fest gegossenen Blöcke, steigerte sich zu einem Gefüge, das unerschütterlich wurde, das sich aufbaute wie ein Amphitheater und darinnen als Arena die Schule, fest umschlossen vom Staate, vom unverrückbaren System verankert und verkittet durch Aufsicht und Unterordnung, durch ein rückhaltloses Opfern für die Allgemeinheit, einer für alle und alle für einen. Und den mächtigen Aufbau seines Kolosseums krönte er mit einem dreifachen Hoch auf das Vaterland, die Familie und die Schule.

Tosender, endloser Beifall brauste los.

Man erhob sich, trank sich mit dem Ehrenwein zu und strahlte vor Begeisterung. Das Programm für Erziehung und Unterricht war für ein paar gute Jahrzehnte neu geprägt.

Lothar ließ den Kopf hängen. Kein Hinweis auf seine Ansprache. Und doch war der Eindruck seiner Worte vernichtet, seine Ideen ausgetilgt. Dem Statthalter gehörte die Macht und die Kraft und die Herrlichkeit.

Die Lehrer um Lothar lachten und lärmten: „Feiner Redner! Teufel, wenn der Alte abgibt, wissen wir, wen wir haben. Schneidig wie ein Tranchiermesser."

Und sie trösteten Lothar: „Du hast freilich auch glänzend geredet, Kollega, prost."

„Aber er glänzender, er ist Statthalter, er ist im Besitze eines höheren Hutes, er trägt einen Zylinder. Kollega Lothar, merk es dir, der Kleine ist dir über den Kopf gewachsen."

Der so spottete, war Lehrer Werner Lentner. Seit er mit einer reichen Mitgift verheiratet war, hatte sich prozentual zu seinem Fettansatz auch sein Humor entwickelt.

Lothar sah den Spötter mitleidig an und sagte geruhsam: „Richtig, ich bin ja nur euer Kollege, aber ein Unterschied ist doch in dem Gesprochenen."

„Welcher Unterschied, Lothar?" rief ein kleiner Pestalozzi, „mach einen Witz. Du bist lang und er kurz, du bist dünn und er ist dick, er hat die Farbe und du hast die Form."

„Pat und Patachon", lachte Lentner.

Aber Lothar schüttelte den Kopf. „Es ist dies", sagte er, „ich habe für euch geredet und er wider euch."

„Du bist natürlich nicht einverstanden mit dem, was er gesagt hat?"

„Nein."

„Feindliche Brüder also?"

„Wie ihr zu mir."

„Schwatz kein Blech", sagte Lentner, „Lothar, hallo, zur Gesundheit. Du wirst steigen. Du hast Ideen, du kannst

ihnen da oben gefährlich werden. Man wird sich um dich reißen, dich befördern. Wenn einer einen solch rethorischen Bruder hat, einen Cäsar, und selbst ein Cicero ist —."

„Schweig", herrschte Lothar.

„Steig nochmals, Lothar", stichelte einer. „Verteidige deine Ansicht. Replik, wir klatschen dir Beifall. Wir sind in Stimmung, eine Tollheit zu beginnen."

„Besser wäre, ihr hättet die Vernunft, etwas Gescheites zu unterstützen", mahnte Lothar.

Ein Lehrer des Ortes hatte einen Witz aufgestöbert. Er hatte ein Geschichtsbuch geholt und bot Hodlers Rückzug von Marignano herum. Die beiden den Rückzug deckenden Krieger sollten die beiden Waldauer sein; der lange mit der erhobenen Hellebarde: Lothar, und der andere in der Halbwendung, der Kleine, Stiernackige mit dem gefällten Beil: Karl, der Stadthalter, zwei Eidgenossen.

Lothar betrachtete das Bild lange, er liebte diese kraftvolle und kühne Kunst Hodlers, und sagte dann: „Richtig, selbst diese geschlagenen Eidgenossen waren noch Helden, was ich nicht von der Mehrheit meiner Kollegen behaupten könnte."

Bild und Witz machten die Runde, und die Lehrer hoben die Köpfe und lachten, wenn auch in Rücksicht auf den Statthalter ein bißchen zurückhaltend.

Ein Vertrauter schob das Bild Karl Waldauer zu, der sich nach dem Aufsehen erkundigt hatte. Er betrachtete es flüchtig und sagte: „Die Herren Lehrer haben viele Ideen, zuweilen ist eine gut."

Da unterblieb weiterhin der Scherz.

Lothar schritt mit seinem Freunde Fridolin heimwärts.

Er war verbittert und traurig.

Lehrer Holzer sah die Not seines Kollegen und ermunterte: „Lothar, du darfst dich nicht bedrücken lassen, die meisten Lehrer stimmen dir innerlich zu."

Lothar lachte bitter: „Ich möchte weinen über meine Kollegen. Keiner hatte den Mut, offen zu meiner Sache zu stehen. Wenn ein politischer Führer nur mit der Peitsche knallt, trabt das Gespann."

„Hier hatte es keinen Sinn, dem Statthalter zu widersprechen", bemerkte Holzer, ganz eingemummelt in die Welt der Nachgiebigkeit.

Lothar sprach aus tiefem Jammer: „Hat es überhaupt einen Sinn, daß wir als Menschen fühlen, denken und auch reden. Wir sind ja Sklaven."

„Jede Staatskrippe füttert mit eigenem Hafer", bemerkte Fridolin heiter. „Selbst unsere älteste Demokratie duldet keine Steppenpferde. Ich möchte dir raten, Lothar, suche mit deinem Bruder einen friedlichen Ausgleich."

„Ich opfere meine Ueberzeugung nicht um ein Linsenmus."

„Der Leidende bist du. Auch deine Familie leidet darunter."

„Der Statthalter und ich sind wohl Räder desselben Wagens, aber die Geleise, die wir eingraben, kommen nie zusammen."

„Nach außen muß Frieden werden. Das kann nicht so weiter gehen. Du reibst dich auf. Nächstens erhalten wir unsere neue Bezirksschule. Unsere Konferenz will dich als Lehrer vorschlagen, da mußt du Frieden geschlossen haben."

„Ich kann nicht."

„Du mußt!"

„Er hat mich heute im Innersten getroffen und meine Kollegen waren seine Spießgesellen."

„Der Witz vom Rückzug von Marignano war köstlich. Ihr gleicht wirklich diesen tapfern Recken, zwei trutzige Eidgenossen."

„Vergegenwärtige dir das Bild", sprach Lothar lebhaft. „Mir hat es den Eindruck erweckt, als lägen die beiden Eidgenossen in Fechterstellung gegeneinander. Der Lange hält die Hellebarde hoch, er ist in der Verteidigung; der Kleine dagegen nimmt eine solche Position ein und hält das Beil so, daß man vermuten kann, er ziele damit auf den Langen. Wenn die Waffe niedersaust, liegt der Lange in seinem Blute. Das ist mir bedeutungsvoll für die Zukunft. Warte das Ende ab."

„Sei kein Pessimist, Lothar", mahnte Fridolin nachdrücklich und beschäftigte sich mit Gedanken, die er jetzt nicht zu äußern wagte. „Lothar, denke an deine Familie. Die steht dir am nächsten. Du verlierst, ob allem Grübeln für die ideale Sache der Lehrerschaft das Nächste aus dem Auge, deine Familie!"

„Wie das?" fragte Lothar plötzlich voll Argwohn.

Fridolin fuhr zusammen. Vor ihm stand wieder der junge Lehrer Waldauer, wie er sich in temperamentvollem Feuer Römerswyl vorgestellt hatte, sich durch sein Draufgängertum manche Feindschaft zugezogen und sich doch endlich durch seine guten Eigenschaften Anerkennung erworben. Wie kläglich war der sieghafte Jugendmut zusammengebrochen, durch diese unglückliche Ehe, die durch die Untreue der Frau einer Katastrophe entgegengehen mußte. Lothar schien vom Betrug noch nichts zu ahnen, sonst würde er sich nicht für Ideale so opfern können und sie zu seinem Schaden bekennen. Für heute war des Leidens und Mißerfolges übergenug.

Das Mitleid um den Freund verschloß Fridolin den Mund. Ausweichend sagte er: „Ich wiederhole, was du mir einst gesagt hast, auch wir Lehrer müssen mit beiden Beinen im Leben stehen."

Lothar nickte schmerzlich zustimmend.

27. Kapitel.

In der Villa des Direktors Hollmann waren die Empfangsräume mit Rosen festlich geschmückt.

Man erwartete den Besuch des Statthalters Karl Waldauer, des Verlobten von Fräulein Claire.

Sie hatten sich in der Stadt kennen gelernt. Ein paar Tanzabende, kurze Gespräche; seinerseits ein unumwundener höflicher Antrag, ihrerseits ein Erschrecken, und dann die Zusage unter Vorbehalt der Einwilligung von Papa.

„Selbstverständlich, liebwertes Fräulein", erklärte der Statthalter mit seiner sonoren Stimme, „werde ich in aller Form an Ihren Herrn Vater schreiben. Es soll ja keine politische Heirat sein."

„Meinerseits nicht", scherzte sie, aber ihr Herz empörte sich gegen die Aeußerung. Das war der Bruder jenes Mannes, den sie geliebt, und dem ihre Gedanken in Mitleid noch immer zuflogen. Sie liebte den neuen Werber nicht wie

C. Amiets Sgraffito am Neubau des Berner Kunst-Museums. Phot. Hesse

damals den Lehrer, aber ihr gequältes Herz hoffte in der Wahlverwandtschaft Befriedigung zu finden.

„Politik der Ehe, das heißt sich verstehen", sagte der Statthalter überlegen lächelnd, „wir werden uns bestimmt verstehen, Fräulein Claire."

Sie nickte ernst. Und der Politiker dachte, „welch ein Weib, welch ein Gewinn, welch ein Sieg, wenn zum großen Vermögen auch der Landbote in mein politisches Lager segelt."

*

Die blaue Limousine des Statthalters Waldauer fuhr punkt zwölf bei der Villa Hollmann vor.

Der Direktor empfing ihn. Der Statthalter dankte für das Jawort. Der Direktor lächelte verbindlich und führte den Gast in den Salon, wo eben durch die zweite Türe Claire eintrat. Ein smaragdgrünes Samtkleid verlieh ihrer schlanken Gestalt vollen Reiz und reife Schönheit.

Karl ging auf sie zu und küßte sie. Es war eine steife Feierlichkeit in seinen Bewegungen.

Man begab sich zu Tische. Die Tafel war überreich. Das Gespräch wollte sich erst nicht entfalten. Hollmanns erinnerten sich, daß schon ein anderer neben Claire gesessen, mit angenehmen Bewegungen, einem plauderfrohen Mund und hellbegeisterten Augen, mit oft leiser Schwermut in den Zügen, Lehrer Waldauer. Nun saß der Bruder da, von anderem Wesen und anderer Art, mit berechnenden Gesten, hartem Kopfe und wulstigen Brauen, ganz ein Herrscher und verkappter Tyrann.

Auch Karl wußte darum. Sein Spürsinn hatte das Verhältnis von Claire und Lothar aufgestöbert, aber daß er nun der Gewinner war, genügte ihm.

Claire biß sich auf die Lippen und verkrampfte heimlich die Finger; ihr Gesicht aber lachte, das Leben wollte durch Leid erstritten sein. (Fortsetzung folgt.)

C. Amiets Sgraffito am Neubau des Berner Kunst-Museums.

Wenn wir durch die Ferdinand Hodler-Straße gehen, so überrascht uns der sonderbare Wandschmuck, der an der Fassade des Erweiterungsbaues des Kunstmuseums innert weniger Tage entstanden ist. Wir bleiben stehen und betrachten diese Wand in der Meinung, daß hier ein Wandgemälde in rohen Linien vorgezeichnet, rundiert wurde, und jeder, der rasch vorbei geht, wird diesen Eindruck des Unfertigen mitnehmen, ohne jegliche Verbindung mit diesem Sgraffito erhalten zu haben. Wer aber davor stehen bleibt und diese Wand näher betrachtet und die in sie hinein geritzten Linien auf sich einwirken läßt, der wird für seine Mühe auch voll belohnt werden. Eine ganze Welt erscheint allmählich vor unserem Auge und begeistert uns für das Werk, das in so primitiver Ausführung uns doch so vieles vermitteln vermag. Wohl möchten wir erst einige Farben auf das Sgraffito gesetzt sehen, dies Grün der Matten, das Rot der Aepfel, und das Gelb der Sonnenblumen, wie wir sie bei Amiet kennen. Aber auf diese Möglichkeiten mußte der Künstler verzichten, und wenn wir das Entstandene trotzdem als Kunstwerk würdigen dürfen, so zeugt dies umsomehr von der Vielseitigkeit seines Schöpfers.

Ein Kunstmuseum beherbergt viele Gemälde. Es ist daher nicht nötig, daß ein solches Gebäude schon außen mit Malerei versehen wird, doch darf der Vorübergehende in schlichter Weise durch ein Kunstwerk auf die Art des Gebäudes aufmerksam gemacht werden, und dies ist im vorliegenden Falle umso freudiger geschehen, da große Mauerflächen nach Belebung riefen. Kein Bild prangt nun da, sondern gleichsam eine Vision, die Erinnerung an ein Bild, das wir erst erobern müssen, Stück für Stück, bis wir das Ganze überblicken und verstehen können. Das Sgraffito zeigt uns einen Erntetag im Obstgarten. Es läßt sich in seinem Aufbau in einen größern Mittelteil und je einem Seitenstück teilen, die wiederum inhaltlich voneinander verschieden sind. —

Im mittleren Teil erkennen wir vier weibliche Gestalten. Die eine hat sich auf den Rasen niedergelassen, um auf der Erde liegende Früchte in den leeren Korb zu sammeln. Eine andere im Hintergrund bückt sich, während die zwei, die das Mittelfeld beherrschen, mit kräftiger Gebärde den bis über den Rand mit Obst angefüllten Korb forttragen.

Im linken Teil sehen wir eine weibliche Figur, die soeben hergekommen ist und den ersten Apfel in der Hand hält. Aber sie hält diese Frucht nicht so, als ob sie sie in den Korb legen oder essen wollte, nein, sondern als ob sie ein Kleinod wäre. Diese Gestalt erkennt das Geschenk, fühlt und bestaunt das Wunder des Blühens, Wachsens und Reifens, empfindet und zeigt Dankbarkeit der Natur gegenüber, im Gegensatz zu den mittleren Figuren, für die das Ernten Selbstverständlichkeit geworden ist.

Auf der rechten Bildseite sehen wir den Künstler selbst, wie er vor seiner Staffelei steht. Auch er erntet, sammelt, wenn auch auf eine andere Art und Weise. Er malt die Gruppe des Mittelteils, wie er sie sieht; aber er zeigt noch darüber hinaus — und das kommt in der linken Bildseite zum Ausdruck, wo das Mädchen den Apfel verehrt — daß er auch Gefühlsmäßiges, innerlich Erlebtes und Geschautes wiederzugeben vermag.

Es ist aber nicht nur dieser Inhalt, sondern auch der wohlausgeglichene Aufbau und die frische Linienführung, die wir schätzen. Das Gras flammt gleichsam aus der Erde heraus, und diese Kraft der Linien geht über in die Gestalten der Menschen, steigt empor in die Bäume, beruhigt sich im Astwerk, sammelt sich in der Frucht, die dann zur Erde fällt, den Kreislauf schließend ...

Wenn wir nun in Betracht ziehen, wie vieles uns dies unaufdringliche Werk zu sagen vermag, so müssen wir zugeben, daß dank der geschickten Ausführung und dem sinnvollen Inhalt die Fassade des Kunstmuseums würdig bekleidet wird. — F—g.